



Geschichte der deutschen Kunst

<<Das>> frühe und hohe Mittelalter bis zum Ausgang der Staufer : die
Kunst des romanischen Stils / Georg Dehio

Dehio, Georg

Berlin [u.a.], 1930

Schwaben, Baiern und Österreich

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96180](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96180)

Die Baukunst vom Ende des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts.

Kaiserslautern (Abb. 105). Sie ist wenig bekannt, obgleich sie das großartigste Baudenkmal der Pfalz ist in dem langen Zeitraum zwischen dem Dom von Speier und dem Heidelberger Schloß. Geweiht wurde sie 1254, und die Bauführung hat wahrscheinlich die volle erste Hälfte des Jahrhunderts in Anspruch genommen. Trotzdem erscheint der Bau wie aus einem Guß; in der Mauertechnik, die in ihrem Großquaderwerk von imposanter Schönheit ist, und selbst in den Profilen hat sich in der langen Bauzeit nichts geändert, ein Beweis für die Disziplin und Abgeschlossenheit der Bauhütte. So bewahrt sich denn auch diese Kirche die spezifische zisterziensische Herbheit und Sprödigkeit zu einer Zeit, wo in Ebrach und Maulbronn schon die oben geschilderte Erweichung eingetreten war. Man denke sich zu der nüchternen Strenge Eberbachs als Plus einen Ausdruck von unbeugsamer herrischer Kraft. Wer Otterberg nicht gesehen hat, kennt den Zisterziensergeist nicht ganz.

Von den Zisterzienserkirchen in den Kolonialländern werden wir in späterem Zusammenhange zu sprechen haben. —

Die Stellung der zisterziensischen in der deutschen Architektur war zugleich reserviert und anspruchsvoll. An Propaganda über den Kreis des Ordens hinaus wurde nicht gedacht. Trotzdem hat sie auf ihre Umgebung Einfluß gewonnen.

Zu der im deutschen Spätromanismus herrschenden Richtung stand sie fast in allen Punkten antipodisch. Gegenüber dem Subjektivismus jener vertrat sie die Gebundenheit, aber auch die disziplinierte Kraft einer geschlossenen Schule; gegenüber ihrer Auffassung des Bauwerks als Bild die reine Architektur; gegenüber ihrer Romantik die Einfachheit, Sachlichkeit und technische Gewissenhaftigkeit. Ihr ernster und größer monumentaler Sinn war nicht zu bestreiten. Manche abgelegenen Gegenden wurden erst durch sie im Gewölbebau gründlich unterrichtet. Daß sie zur Zersetzung des romanischen Stils ein Beträchtliches beigetragen hat, ist gewiß. Dadurch half sie den Weg zur Gotik frei machen, wenn auch ihr eigenes gotisches Programm noch eng war. Die großen Unternehmungen des Ordens gingen zu Ende, und seine Gewerkschaften lösten sich auf genau in dem Augenblick, als der auf andern Wegen eindringende Stil der nordfranzösisch-hochgotischen Kathedralen seine ersten Triumphe feierte*.

SCHWABEN, BAIERN UND ÖSTERREICH.

In Schwaben haben Oberland und Unterland ihre bisherigen Rollen vertauscht. Vom Bodensee bis an den Lech zeigt die Denkmälerkarte für unsere Epoche nur leere Stellen, und ebenso leer ist die schriftliche

* Die erste Zisterzienserkirche in nordfranzösischem Stil ist Marienstatt im Westerwald, begonnen 1243, geweiht 1324.

Überlieferung. Der Benediktinerorden, auf dessen Schultern bis dahin das Bauwesen geruht hatte, hatte sich erschöpft, die Zisterzienser ließen diese Gegenden links liegen; auch die Bischofsstädte Konstanz und Augsburg blieben untätig *. Dagegen brach im Unterland, dessen Stellung in der Baukunst bis 1200 recht bescheiden gewesen war, nun eine Zeit fröhlicher Regsamkeit heran. Wollte man dabei an die Tatsache denken, daß Schwaben dem Reiche das Kaiserhaus gegeben hatte, so befände man sich auf einer falschen Spur; höchstens in einem ganz allgemeinen und mittelbaren Sinne kann sie einige Bedeutung gehabt haben. Kirchlicher Baueifer lag den Staufern fern; ihre Familienkirche Lorch ist ein ziemlich bescheidener Bau aus der vorkaiserlichen Zeit (gegründet 1006), doch wurde noch 1208 die Kaiserin Irene in ihr begraben. Die glänzenden Schloßbauten der Staufer liegen in West- und Mitteldeutschland, noch mehr in Italien, nur eben in Schwaben sucht man sie umsonst.**. Von unmittelbarer Bedeutung dagegen war der durch die kirchlichen Herrschaftsverhältnisse gegebene Zusammenhang mit dem Bauwesen am Rhein und Main. Der größte Teil des Unterlandes war an die Bistümer Speier, Worms und Würzburg aufgeteilt, ein kleiner im Südosten stand unter Augsburg. Nur hier blieb der bauliche Charakter wurzelecht schwäbisch. In den übrigen Landesteilen verbreiteten sich über die schwäbische Unterschicht befruchtende rheinische Einflüsse, oft mit sehr anziehenden Mischungsergebnissen. Vor allem von der Maulbronner Protogotik gingen vielseitig sich verzweigende Wirkungen aus. Wir begegnen ihnen in mannigfaltigen Kreuzungen mit lokalen spätromanischen Formen in der schönen Sakristei des Klosters Alpirsbach im Schwarzwald, in der Vorhalle von Reichenbach im Murgtal, in der Stiftskirche zu Pforzheim, an den Chortürmen und dem Prachtportal von St. Dionys in Eßlingen, an den Chortürmen der Deutschordenskirche in Heilbronn, in der Kirche von Weinsberg, in nicht wenigen Dorfkirchen selbst. Auf der rechten Seite des Neckars genießt in Murrhardt die einer kleinen Klosterkirche des 12. Jahrhunderts um 1225 angebaute Walderichskapelle begründeten Ruhm. Nicht eigentlich eine Mischung der Stile ist hier eingetreten, sondern ein Nebeneinander mit säuberlicher Trennung nach Innen- und Außenbau, wobei jener in seinem hochbusigen Rippengewölbe auf gruppierten Ecksäulchen die rheinische Art zeigt, dieser in üppigem Vollklang den für diese Zeit schon altertümlich anmutenden genuin schwäbischen Dekorationsstil. Ohne fremde Beigaben behauptet sich der letztere im Rems- und Filstal, in Gmünd, Faurndau, Brenz. Eine wie tiefe Kluft scheidet ihn

* Konstanz hat lediglich die Dominikanerkirche, erbaut um oder noch nach der Mitte des Jahrhunderts als flachgedeckte Basilika, die Säulen mit achtseitigen Würfelkapitellen, wie im Dom, gotisierend nur die spitzbogigen Arkadenbögen.

** Von der Stammburg Hohenstaufen sind nur spärliche Trümmer erhalten; ob sie zu den baukünstlerisch bedeutenden gehört hat, ist mindestens zweifelhaft.

doch von den am Rhein und in Maulbronn zum Siege gelangten Anschauungen. Dort war auch das Dekorative architektonisiert, das heißt, die struktiven oder struktiv scheinenden Glieder wurden so gestaltet und unter Umständen so vermehrt, daß sie durch ihren Linienzug und ihre Licht- und Schattenwirkungen eine zweite, dekorative Wirkung ergaben; hier wird das Wesen der Dekoration allein im Ornament gesucht, und dasselbe wird dem architektonischen Körper angeheftet als eine nach Belieben auch wegzudenkende Umhüllung. Es ist die letzte Abwandlung des Völkerwanderungsstils. Wir befinden uns bei dieser südostschwäbischen Bautengruppe gleichsam wie in einem weltabgelegenen, aber wohlgepflegten stillen Garten. Nur einmal, in der Stiftskirche zu Ellwangen, ist hier eine architektonische Aufgabe größeren Maßstabes gestellt worden, und diese greift bezeichnenderweise doch zu rheinischen Vorbildern.

Von Oberbaiern ist dasselbe zu sagen wie von Oberschwaben, das heißt, der ältere Stil hatte sich ausgelebt, der neue war noch nicht erwacht. Nur in Regensburg hörte die Bautätigkeit nicht ganz auf, war aber mit der des 11. und 12. Jahrhunderts doch nicht zu vergleichen. Das wenige, das Interesse erregt, verdankt seine Entstehung versprengten Ausläufern der Baubewegung des Westens. Zuerst um 1225 beim Kreuzgang von St. Emmeram (Abb. 195), ein zweites Mal bald nach 1250 bei der St. Ulrichskirche treten französisch-gotisch geschulte Bauleute in Aktion. Es sind Zwischenspiele ohne Erfolge. Erst in den 70er Jahren mit dem neuen Dombau faßte die Gotik in Regensburg wirklich Fuß, und selbst dann noch hing ein Teil der zu Anfang beschäftigten Werkleute an romanischen Formgewohnheiten fest.

Im Vergleich mit den übrigen deutschen Landen könnte man vom Süden nicht anders urteilen, als daß er in ausgeprägter Weise schaffensarm war. Die große Bedeutung, die trotzdem das spätstaufische Zeitalter auch für das süddeutsche Bauwesen gehabt hat, ist in etwas anderem als der Bereicherung der künstlerischen Gedanken zu suchen: sie liegt in der geographischen Ausweitung seines Wirkungsgebietes. Jetzt zuerst beginnt es sich in der Mark Österreich lebhaft zu regen und greift die expansive Bewegung nach Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen über.

Viel später als in Altdeutschland war in Österreich die Völkerwanderung zur Ruhe gekommen. Erst im 9. Jahrhundert wurden die letzten Vorstöße aus dem östlichen Chaos zurückgeworfen, aber an beiden Flanken der an der Donau und am Nordrande der Alpen sich vorstreckenden deutschen Landzunge, im Norden wie im Süden, mußten slawische Stämme geduldet werden. Es trat die Rassenverteilung ein, wie sie noch heute gilt. Böhmen wie Ungarn nahmen deutsche Kolonisten auf, zu einer allgemeinen Germanisierung, wie im nordostdeutschen Tieflande, kam es nicht.

Von einem Marklande ist Selbständigkeit in der künstlerischen Produktion nicht zu erwarten. Die aus Altdeutschland kommenden westöstlichen Wege waren nicht die einzigen, durch die das nach und nach entstehende österreichische Bauwesen gespeist wurde, auch die alten Verbindungswege über die Alpen nach Süden behielten ihre Bedeutung; ja, bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts war der italienische Beitrag der größere. Dann aber gewann die deutsche Strömung die Oberhand und bald die Alleinherrschaft. Sie führte, wie der Zufall es wollte, süd-, mittel- und westdeutsche Bauformen und Bauarbeiter mit sich, im ganzen aber sind es nicht die besten und fortgeschrittensten gewesen, unmittelbar in Frankreich gebildete wohl nur ganz selten*. Noch 1250—1270 hat die österreichische Architektur den Charakter eines schwerfälligen Übergangsstils: spitzbogige Arkaden zwischen massigen, romanisch gegliederten Pfeilern, die Gewölbe gotisierend, doch ebenfalls ohne Leichtigkeit, das Äußere wesentlich romanisch; alles in allem nur mäßige Teilnahme für die den Westen beschäftigenden struktiven Probleme, daneben ausgesprochene Hinneigung zu dekorativer Pracht, die behaglich und üppig bis an die Grenze des Überladenen sich ergeht. Dies war der eigentliche österreichische Geschmack und der positive Grund für die ausdauernde Anhänglichkeit an den spätromanischen Stil, mit dem die knappere und keuschere Formgebung der Frühgotik nicht wetteifern konnte. Bezeichnenderweise hat selbst der Zisterzienserorden von diesem weltfrohen Geiste sich anstecken lassen. Die älteste der drei großen Ordenskirchen, Heiligenkreuz, tritt noch mit ganzer puritanischer Strenge auf (sie ist geweiht 1187, Abb. 108); aber der gegen die Mitte des folgenden Jahrhunderts ausgeführte Kreuzgang kann sich in dem (natürlich dekorativ gemeinten) Reichtum der Glieder und der Fülle des Schmucks nicht genug tun; ihm ebenbürtig die Kreuzgänge von Lilienfeld, Zwettl und Klosterneuburg, der letztere endlich ins Frühgotische übergehend, 1279—91 (Abb. 189, 196). Ein zweiter Gegenstand überströmender Schmuckfreude sind die Portale. Man findet sie öfters selbst an Gebäuden, die nach ihrem sonstigen architektonischen Rang kaum auf sie ein Anrecht hätten — gehört doch das berühmteste und großartigste von ihnen einer (damals noch) bloßen Pfarrkirche an, das sogenannte Riesenportal der Stephanskirche in Wien.

Böhmen, Mähren, Ungarn. Wir überschreiten hier die deutsche Grenze und haben ein Recht dazu. Was wir antreffen, ist deutsche Baukunst auf undeutschem Boden. Nicht in Konkurrenz mit einer vor oder neben ihr bestehenden indigenen Baukunst, sondern alleinherrschend.

* Ein solcher Ausnahmefall, sogar ein wirklicher Franzose, war Villard de Honne-court; in seinem durch einen merkwürdigen Zufall erhalten gebliebenen Skizzenbuch mit Randnotizen erwähnt er einen längeren Aufenthalt in Ungarn, sagt aber nicht, an welchem Gebäude er dort gearbeitet habe.

Deutschland kam hier zum ersten Male in die Lage, fremden Ländern Kunst zu geben — ein bedeutender Augenblick noch mehr unter dem Gesichtspunkt der allgemeinen als der Kunstgeschichte. Man erinnere sich dessen, was wir in der Einleitung von dem expansiven Geiste des 13. Jahrhunderts gesagt haben. Im weiteren Verlaufe treten in jedem der genannten Länder wohl Abtönungen ein, jedoch ohne die deutsche Grundfarbe verschwinden zu machen.

Die Anfänge des Christentums in Böhmen gehen ins 9. Jahrhundert zurück. Bis zur Gründung des Bistums Prag durch Boleslaw II. im Jahre 973 stand das Land kirchlich unter Regensburg. Boleslaws im Obermünster zu Regensburg erzogene Schwester errichtete auf dem Hradschin das erste Benediktinerkloster St. Georg; Mönche aus Altaich in Niederbayern besiedelten ein zweites; Mönche aus Zwiefalten in Schwaben ein drittes, und so geht es fort. Denkmäler sind bis zum Schluß des 12. Jahrhunderts nur spärlich erhalten. Sie unterscheiden sich von ihren deutschen Vorbildern nur durch die größere Roheit der Ausführung, so daß man an lokale Arbeitskräfte denken darf. Das 13. Jahrhundert brachte die Prämonstratenser und Zisterzienser in die erste Linie. Diesen beiden Orden, ihrer trefflichen inneren Organisation wie ihren weitreichenden äußeren Verbindungen, verdankt das böhmische Bauwesen noch mehr als das österreichische seinen ersten Aufschwung. Die Prämonstratenser brachten manches Sächsische mit, die Zisterzienser vermittelten die ersten Elemente aus dem gotischen Formenkreis. Die Ruine der Zisterzienserkirche Nepomuk wird der Zeit von 1220—50 zugeschrieben. Mehr oder minder nach 1250, da das Romanische schon ganz ausgeschieden ist, ist der schöne, den Ordenscharakter noch unverfälscht bewahrende Kapitelsaal in Ossek. Wieder nur Ruine ist die Kirche von Hradischt, die unter den Ordensbauten die glänzendste war; ihr Vorbild scheint Ebrach gewesen zu sein. In Mähren sind die Benediktiner in Trebitsch, die Zisterzienser in Tischnowitz bedeutend vertreten. Den Zisterziensern gehört auch das älteste monumentale Bauwerk Schlesiens, die Kirche zu Trebnitz, gestiftet 1203 vom Herzogspaar Heinrich und Hedwig, ausgeführt gegen die Mitte des Jahrhunderts, im Grundriß und Aufbau romanisch, mit den (sechsteiligen) Gewölben in die Frühgotik übergehend. Breslau besitzt an der Magdalenenkirche ein Portal (Abb. 280), dessen Prunklust an Österreich erinnert, das in seinem Mangel an künstlerischer Ökonomie aber etwas leicht Barbarisches an sich hat, während der Bau von Trebnitz als Backsteinbau von Norddeutschland abhängig ist. Von einer eigentümlichen Kunstschule kann in diesen slawischen Ländern nicht die Rede sein, was man auch nur natürlich finden wird, gegenüber nationalistischen Selbsttäuschungsversuchen aber ausdrücklich feststellen muß.

Mit mehr Recht kann Ungarn, wo nicht eine volle Umformung, so doch eine charakteristische Umfärbung der von Deutschland erworbenen

Typen für sich in Anspruch nehmen. Ihre eingehende Betrachtung würde uns länger aufhalten, als hier zu rechtfertigen ist.

MITTELDEUTSCHLAND.

Von jeher hatte dieses Gebiet verschiedengerichteter Verkehrswege sich ungeeignet gezeigt, große Bauschulen von ausgeprägter Eigenart sich befestigen zu lassen. Jetzt im 13. Jahrhundert drangen die gotischen Einflüsse leicht und frühzeitig ein, aber sie erzeugten keine einheitlichen Wirkungen. Nirgends schillert das Bauwesen so sehr wie hier. Die örtlichen Überlieferungen räumen nicht ganz das Feld, aber sie werden an zahlreichen Punkten durchbrochen von Wanderkünstlern, und was diese mitbringen, ist höchst ungleich geartet, und sie bleiben selten lange genug an einem Ort, um sich einen festen Schülerkreis zu bilden. So bringt der Zufall örtlich und zeitlich in nächste Nähe, was im Sinne der Stilentwicklung weit auseinander liegt. Eine Anordnung der Denkmäler nach entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkten würde den wirklichen Verlauf nicht richtig zeichnen. Wir bevorzugen deshalb die geographische Gruppierung: Hessen und das untere Maingebiet; Franken und Südthüringen; Nordthüringen und Obersachsen.

Hessen gibt das Beispiel einer Landschaft, deren Beitrag zum Übergangsstil sehr unerheblich war, die dann aber auf der zweiten Rezeptionsstufe unvermittelt einen der vordersten Plätze sich errang. Von den altberühmten Klöstern des Landes hielten Fulda und Hersfeld sich ganz still; nur in Fritzlar wurde ein durchgreifender Umbau vorgenommen (Abb. 99, 159). Nur der Süden des Gebietes wurde schon jetzt in den lebhafteren Wellenschlag, der vom Rhein her vordrang, hineingezogen. Am hellsten klingt der Name Gelnhausen. Nennt man ihn, so denkt man zuerst an den staufischen Kaiserpalast. Die Anordnung unseres Stoffes bringt es mit sich, daß wir von diesem in einem späteren Abschnitt erst sprechen werden. Ebenso von dem Rathaus der kleinen Stadt, dem ältesten, das sich in Deutschland erhalten hat. Gelnhausen besitzt aber aus der späten staufischen Zeit auch zwei Kirchen. Die Peterskirche ist zwar völlig verunstaltet; wohlerhalten die größere, wenn auch nicht eigentlich große, Marienkirche, die mit Recht zu den Perlen des Übergangsstils gezählt wird (Abb. 91). Der rasche und glänzende Aufstieg im Bauwesen der Epoche wird in der Folge der drei scharf voneinander sich abhebenden Bauabschnitte dieser Kirche sehr anschaulich gemacht. Im Westen steht ein breiter, behäbiger Frontturm mit Rhombendach, Überrest einer Basilika aus dem späten 12. Jahrhundert; es folgte seit 1220 der Neubau des Langhauses, noch immer eine bloße Flachdeckbasilika und nur in den leise zugespitzten Arkadenlinien der neuen Zeit eine Abschlagszahlung leistend; endlich mit scharfem Umschwung, um 1230, die Ost-